

Schriftlichkeit und die Agentialität der Schrift.

Eine Einleitung

Martin Bartelmus und Alexander Nebrig

Die Bedeutung der Schriftlichkeit verändert sich rasant, indem der Gebrauch der Schrift interaktiver wird und selbstverständlich, geradezu zwingend in multimodale Kommunikationsformen eingebunden ist. Weiter zeigt die gegenwärtige Schriftkultur, dass die Praxis des Schreibens und des Lesens maschinell bedingt ist. Schließlich wird fraglich, ob die Hauptbedeutung von Schrift tatsächlich die eines graphischen Äquivalentes menschlicher Rede ist: Genetischer Code, Notenschrift, Programmcode und weiter gefasste Schriftbegriffe, die jede Art der ›Graphie‹ miteinschließen, erinnern daran, dass Schriftlichkeit nicht immer auf Mündlichkeit bezogen sein muss. Dieser dreifache Befund bildete den Ausgangspunkt, noch einmal zu fragen, wer schreibt und wer liest?

Die beiden Fragen stehen am Ausgang unserer Überlegungen zu einer Theorie der Schriftlichkeit, die auch nicht-menschliche Agentialität miteinbeziehen möchte. Welche Handlungsangebote enthalten die die Schriftlichkeit konstituierenden Objekte im Sinne des Affordanz-Denkens?¹ Bereits die Sprache selbst ließe sich aus dieser heteronomen Perspektive betrachten, sobald man mit Ferdinand de Saussure, der Sprache primär mündlich begriff, zwischen der individuellen Aussage (*parole*) und dem allgemeinen Sprachsystem unterscheidet, das die Aussage ermöglicht (*langue*).² Mit dem Übergang

-
- 1 James Gibson: The Theory of Affordances. In: Robert Shaw / John Bransford (Hg.): *Perceiving, Acting and Knowing. Toward an Ecological Psychology*. Hillsdale N.J.: Lawrence Erlbaum Associates 1977, 67–82.
 - 2 Ferdinand de Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Hg. von Charles Bally und Albert Sechehaye. Übers. von Herman Lommel. Berlin: de Gruyter ²1967 [zuerst auf Französisch 1916], 17f. – Schon Schleiermacher – obgleich an der Autonomie des Schriftstellers festhaltend – war der Überzeugung gewesen, dass Schreibende auch ein »Organ der Sprache« seien, vgl. Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher: *Vorlesungen zur*

zur Schrift wird die Heteronomie verschärft, denn, wie Walter Ong bemerkt hat, ist die Schrift anders als die Rede ein künstliches Medium, das die Sprache einer erlernbaren Technik unterwirft.³

Jeder Gebrauch von Schrift geschieht unter Voraussetzungen, die man nur bedingt kontrollieren kann. Das beginnt mit den Schreibwerkzeugen. Von Georg Christoph Lichtenbergs Reflexion des Schreibprozesses ausgehend, konstatiert Martin Stingelin eine »Abhängigkeit des Schreibenden von der Materialität, der Willigkeit oder dem Eigensinn seines Schreibgeräts«. ⁴ Dieser sei deshalb abhängig, weil ihn das Schreibgerät von der »anstrengenden Körperlichkeit des Schreibakts«⁵ entbinde oder ihn darauf zurückwerfe. Der über »das Gelingen und die ästhetische Qualität« entscheidende Teil der »poetischen Autonomie« sei damit »an das Schreibwerkzeug abgetreten«. ⁶ So plausibel die These klingt, so schwer wird sie jedoch nachzuweisen sein. Es sei denn, man bleibt auf der expliziten Ebene und zeigt, wie einige Autorinnen und Autoren die materiellen Bedingungen ihres Schreibens reflektieren oder metaphorisch münzen.

Die materielle Ebene betrifft nicht nur die Schreibwerkzeuge. Die antike Buchrolle ist eng mit der Entstehung des nur noch schriftbasierten Epos verbunden, insofern seit dem dritten vorchristlichen Jahrhundert »dichterische Werke von Anfang an auf den Umfang von 1000 bis 2000 Versen konzipiert« wurden mit der Folge, dass längere Epen aus »mehreren Büchern dieses Umfangs verfasst«⁷ waren. Die Einführung von Spatien und Gliederungszeichen im frühen Mittelalter erlaubte das stille und einsame Schreiben und Lesen.⁸

Hermeneutik und Kritik. Hg. von Wolfgang Virmond. Berlin: de Gruyter 2012, 50, 54, 76, 170, 242.

3 Walter J. Ong: *Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes.* Übers. von Wolfgang Schömel. Wiesbaden: Springer ²2016 [zuerst auf Englisch 1982].

4 Martin Stingelin: UNSER SCHREIBZEUG ARBEITET MIT AN UNSEREN GEDANKEN. Die poetologische Reflexion der Schreibwerkzeuge bei Georg Christoph Lichtenberg und Friedrich Nietzsche. In: Sandro Zanetti (Hg.): *Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte.* Berlin: Suhrkamp ²2015, 83–104, hier: 294.

5 Ebd., 293f.

6 Ebd., 293.

7 Christine Luz: Die Buchrolle und weitere Lesemedien in der Antike. In: Ursula Rauteberg / Ute Schneider (Hg.): *Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch.* Berlin: de Gruyter 2016, 259–278, hier: 268.

8 Vgl. Paul Saenger: *Space Between Words: The Origins of Silent Reading.* Stanford: Stanford University Press 1997.

Wer einer anderen Person dagegen diktiert, schreibt nicht allein, sondern unter Kontrolle von Dritten und nicht mehr für sich bzw. privat.

Neben der Materialitätsforschung hat die Literatur- und Buchsoziologie die Abhängigkeit des Schreibens, Verbreitens und Lesens von äußeren Faktoren untersucht. Infrastrukturen und Institutionen der Produktion, Distribution und Rezeption haben eine eigene Agentialität, und ein Buch hätte während der Handpressenzeit ohne die Kooperation von Papiermühlen, Druckereien und Verlagen nicht erscheinen können. Der den Roman hervorbringende⁹ und nationale Lesegemeinschaften stiftende¹⁰ Buchdruck veränderte nicht erst mit dem spät, d.h. um 1800 entstehenden Urheberrecht, sondern bereits sehr früh die Konzeption menschlicher Autorschaft. Das lässt sich an der Geographie zeigen, die im Zuge der Kolonialisierung Amerikas einsetzte und vom Buchdruck angetrieben wurde. Die Beschreibung der Erde sei nicht mehr durch den menschlichen Maßstab erfolgt, so der Medienhistoriker Michael Giesecke. In der oralen Kultur sei es der leibhaftige Mensch gewesen, der die Glaubwürdigkeit des Wissens garantiert habe. Mit dem Druck habe sich das geändert, der Beschreiber nimmt sozusagen die Position eines nicht-menschlichen Akteurs ein:

»Der glaubwürdige Beobachter und wahre Beschreiber der Neuzeit ist überhaupt kein Mensch aus Fleisch und Blut. Er ist ein ideales Konstrukt, seine Informationsgewinnung und -darstellung ein abstraktes, technisches Verfahren, ein Modell oder eben, wie es die Kartographen nennen, eine Projektion.«¹¹

Neben der materiellen, sozialen und institutionellen Heteronomie kommt mit der Digitalisierung eine maschinelle Abhängigkeit der Schriftlichkeit hinzu. Henning Lobin bezeichnet als die erste Triebkraft der digitalen Kultur die Automatisierung, die schon in den 1930er Jahren durch Alan Turing vorgedacht

9 Vgl. z.B. Walter Benjamin: Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows [1936]. In: Ders.: *Erzählen. Schriften zur Theorie der Narration und zur literarischen Prosa*. Hg. von Alexander Honold. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2007, 103–128, hier: 107: »Die Ausbreitung des Romans wird erst mit Erfindung der Buchdruckerkunst möglich.«

10 Benedict Anderson: *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London: Verso 1983.

11 Michael Giesecke: *Von den Mythen der Buchkultur zu den Visionen der Informationsgesellschaft. Trendforschungen zur kulturellen Medienökologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002, 134.

worden war und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts immer gegenwärtiger wurde. Gemeint ist die Übertragung von Rechenprozessen, die menschlich nicht zu bewältigen sind, an Maschinen. Mit der Erfindung des Personalcomputers und den ersten Textverarbeitungsprogrammen erreichte diese Automatisierung auch die Schriftlichkeit. Lobin nennt als Folge dieser Automatisierung die Hybridität der Schriftlichkeit. Lesen und Schreiben im digitalen Raum werden massiv unterstützt durch die Rechenleistung von Computern und Algorithmen. Texte entstehen schon lange mithilfe der Autokorrektur, der Umwandlung von Sonderzeichen, der automatischen Erzeugung von Registern und Inhaltsverzeichnissen. Die »Automatisierung des Schreibens«¹² schreitet voran, indem wir beim Schreiben Vorschläge vom Programm erhalten, *was* wir und *wie* wir schreiben sollen. Auf der Basis neuronaler Netzwerke werden uns redaktionelle Arbeiten wie das Lektorat abgenommen, oder aber wir überantworten kritische Praktiken wie das interlinguale Übersetzen Computerprogrammen. Die Kommunikationsformen der sozialen Medien charakterisieren sich durch eine »Auslagerung der Zeichenproduktion und -verteilung auf softwarebasierte Aktanten« mit der Folge, dass die Nutzer »die Genese der Zeichen und die Verteilung der Informationen [...] weitgehend den Textautomatismen der Plattform«¹³ überlassen. Eisenlauer spricht von einer »Verlagerung der Erstellung und Verteilung von Zeichen, nämlich weg vom menschlichen Agens und hin zu den komplexen Textautomatismen der jeweiligen Plattform«¹⁴ und konstatiert gar für das soziale Netzwerk Facebook eine binäre Konditionierung der Nutzer durch die Software.¹⁵ Gemeint ist damit der dauernde Zwang, entscheiden zu müssen, ob man veröffentliche oder nicht.

Die Frage, »Was liegt daran, wer spricht?«¹⁶ (und ihre Übersetzung in den Bereich des Schriftlichen »Was liegt daran, wer schreibt?«), gewinnt eine neue Bedeutung, seitdem sie von nicht-menschlicher Seite gestellt wird. Wer oder was schreibt, wenn Textgeneratoren wie GPT-3 oder Übersetzungsmaschinen

12 Henning Lobin: *Engelbarts Traum. Wie der Computer uns Lesen und Schreiben abnimmt*. Frankfurt a.M.: Campus 2014, bes. 131–141.

13 Volker Eisenlauer: Facebook als multimodaler digitaler Gesamttext. In: Nina-Maria Klug / Hartmut Stöckl (Hg.): *Handbuch Sprache im multimodalen Kontext*. Berlin: de Gruyter 2016, 437–454, hier: 450.

14 Ebd., 451.

15 Ebd.

16 Michel Foucault: Was ist ein Autor? (Vortrag) [1969]. In: Ders.: *Schriften zur Literatur*. Übers. von Hermann Kocyba. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003, 234–270, hier: 234.

wie DeepL Texte erzeugen? Solche Aktanten schreiben ohne Autorschaft und ohne Schreibszenen,¹⁷ allein durch eine spezifisch nicht-menschliche Agentialität.

Wie lässt sich eine solche Agentialität verstehen, die das Primat menschlicher Intentionalität gänzlich unterläuft?¹⁸ Mit Bruno Latour ließe sich formulieren, Agentialität bedeute »einen-Unterschied-Machen«¹⁹ – situativ, performativ, nicht-intentional. Zudem ist mit ihr nicht eine Fähigkeit, die Aktanten anhaftet, gemeint, sondern der Umstand, dass etwas von Aktanten durchgespielt (*enacted*) wird.²⁰ Agentialität im Bereich der Schriftlichkeit erschöpft sich durch ihre Zeichenhaftigkeit keinesfalls im Zirkulieren und Vermitteln von Informationen.

Schriftlichkeit markiert einen Unterschied zu Schrift und Schreiben und ist vielleicht die Differenzierung, das Unterscheidende schlechthin, das Schreiben, Schrift und Text vorausgeht, nachfolgt und durchkreuzt. Zu überlegen wäre, ob man Schriftlichkeit nicht prozessual denken müsse,²¹ weil sie gerade nicht den Anfang des Schreibens (als Akt oder Ereignis) oder den Endpunkt der Schrift (als Produkt) betrifft, sondern das Dazwischen, das kollektive Interagieren nicht-menschlicher und menschlicher Aktanten.

Die Relation von Schreiben, Schrift und Textproduktion mit nicht-menschlichen Aktivitäten, Aktanten und Agentialitäten lädt dazu ein, auch schrift-theoretische Positionen neu zu lesen und zu reflektieren. Der Einbruch der Materialität in diese Theorien bestimmt das neue Verhältnis zur Schriftlichkeit. Was mit dem Begriff der Schriftlichkeit allerdings gemeint ist, bedarf weiterer Klärung.

-
- 17 Vgl. Rüdiger Campe: Die Schreibszenen. Schreiben. In: K. Ludwig Pfeiffer / Hans Ulrich Gumbrecht (Hg.): *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991, 759–772 und Martin Stingelin (Hg.): »Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säkulum«. *Schreibszenen im Zeitalter der Manuskripte*. München: Wilhelm Fink 2004.
 - 18 Sean Bowden: Human and Nonhuman Agency in Deleuze. In: Jon Roffe / Hannah Stark: *Deleuze and the Non/Human*. Hampshire: Palgrave Macmillan 2015, 60–80, hier: 60.
 - 19 Bruno Latour: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Übers. von Gustav Roßler. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2010, 123.
 - 20 Karen Barad: *Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Durham / London: Duke UP 2007, 214.
 - 21 Helmut Glück: *Schrift und Schriftlichkeit: Eine sprach- und kulturwissenschaftliche Studie*. Stuttgart: Metzler 1987, 87.

Schrift, Schreiben und Text werden sprachhistorisch, medienarchäologisch und literaturtheoretisch stets in Opposition zu Stimme oder Bild definiert. Mündlichkeit und Bildlichkeit bilden die bekannten Pole der Schriftlichkeit. Doch, wie Friedrich Kittler konstatiert, kann »[d]ie Reflexion der Eigentümlichkeit von Schriftlichkeit [...] nicht beim Konstatieren von Unterschieden enden, die an sich die Schriftlichkeit von der Mündlichkeit trennen.«²²

1. Aktivität

Was ist also das Eigentümliche der Schriftlichkeit? Zerlegt man das Wort »Schriftlichkeit« in seine Einzelteile, so wird ein ontologisches Problem sichtbar: Schrift wird mittels »-lich« adjektiviert, was die Zugehörigkeit zu Schrift ausdrückt. Das Adjektiv »schriftlich« wiederum wird durch das Zustand, Beschaffenheit oder Eigenschaft ausdrückende Suffix »-keit« substantiviert. Schriftlichkeit sei der Zustand der Schrift, das Schriftlich-Sein.

Die Doppelbewegung von Adjektivierung und Re-Substantivierung beinhaltet etwas Prozesshaftes, das sich im Schreibakt selbst ausdrückt, aber eben auch ohne Subjekt dem Schriftlichen zukommt.

Roland Barthes nähert sich der Schriftlichkeit in seinem Text *Variations sur l'écriture* unter dem ersten Kapitel *Illusions* mit der Opposition »oral/écrit«, übersetzt mit mündlich/schriftlich. Auch er betont den ontologischen Unterschied. Menschen bedienen sich zweier Sprachen, und das Wechseln zwischen mündlicher und schriftlicher Sprache bedeutet ein Mehr an Übersetzungsarbeit, um zwischen den Registern zu wechseln und auf beiden Klavaturen spielen zu können.

In *S/Z* wiederum klingt Schriftlichkeit im Begriff *le scriptible*, der im Englischen mit *the writerly* und im Deutschen mit *das Schreibbare* übersetzt wird, an:²³ »Das Schreibbare, das ist das Romaneske ohne den Roman, die Poesie ohne das Gedicht, der Essay ohne die Darlegung, das Schreiben ohne den Stil, die Produktion ohne das Produkt, die Strukturierung ohne die Struktur«²⁴ – mit einem Wort: Schriftlichkeit. Im Text über Cy Twombly, dem bekannten

22 Friedrich A. Kittler: *Baggesee. Frühe Schriften aus dem Nachlass*. München: Wilhelm Fink 2015, 167.

23 Roland Barthes: *S/Z*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1987, 8.

24 Ebd., 9.

»Kritzelnkünstler«, schreibt Barthes von der »Materie des Strichs«²⁵ und quer zu den Überlegungen zur Agentialität der Schreibwerkzeuge: »Man könnte denken, dass man, um den Stift zu sagen, stark, intensiv, schwarz, dick Nachdruck auf ihn legen muss.«²⁶ Dieses gestische Zum-Ausdruck-Bringen der Materialität der Schreibwerkzeuge verweist auf Schriftlichkeit, das heißt auf das, was nachträglich als Schrift oder Nicht-Schrift identifiziert werden kann: auf den Prozess. Die Materialität bestimmt den ersten Begriff des Untertitels: Aktivität. Jacques Derrida bemerkt, dass »Akt, Aktualität, Aktivität [...] untrennbar vom Wert Gegenwärtigkeit [sind]«. ²⁷

Die Frage nach der Aktivität und ihrer Wirkung auf Gegenwärtigkeit bzw. Präsenz spielt eine spezifische Rolle bezüglich dessen, was Schriftlichkeit zwischen Schreiben und Lesen meint.

Aktualität erinnert dabei an Aristoteles' Begriff von »Potenzialität«: Ein Schiffbauer hat auch schlafend noch das Potenzial, Schiffe zu bauen. Graham Harman, im Sinne der Object-Oriented Ontology, sieht im Begriff der Potenz (Potenzialität) eigentlich den Begriff der Aktualität: »Where I differ from Aristotle is in thinking that potential is better thought of as actuality that is hidden; it is just not exerting that actuality fully on other things at the moment. Things are actual, even if they are not fully expressed.«²⁸ Die Schriftlichkeit, in diesem Sinne, bezeichnet die Aktualität der Schrift, und damit einen Präsenzeffekt, der als Aktivität der Schriftlichkeit zu verstehen sei.

2. Agentialität

Die Aktivität der Schriftlichkeit beinhaltet eine Phasenverschiebung vom Schriftlich-Sein zum Schriftlich-Werden, wie es in den Bemerkungen Roland Barthes' zu Cy Twombly anklingt. Dieses Werden des Schriftlichen, noch nicht der Schrift, markiert auch, was Kittler wiederum die Berücksichtigung

25 Roland Barthes: *Cy Twombly*. Berlin: Merve 1983, 68.

26 Ebd., 67.

27 Jacques Derrida: *Dissemination*. Hg. von Peter Engelmann. Übers. von Hans-Dieter Gondek. Wien: Passagen 1995, 239.

28 Graham Harman: What Objects Mean for Architecture. In: Joseph Bedford (Hg.): *Is there an Object-Oriented Architecture? Engaging Graham Harman*. London / New York: Bloomsbury Academic 2020, 18.

der Korrigierbarkeit und nicht der Lesbarkeit nennt.²⁹ Zu fragen ist, ob Schriftlichkeit bereits lesbar oder vorerst nur korrigierbar ist und ob nicht eine Korrigierbarkeit die Lesbarkeit beinhaltet? Korrigierbar ist, was im Prozess ist.

Das daraus resultierende Zusammenspiel von Aktivität und Agentialität – den zweiten Begriff des Untertitels des vorliegenden Bandes – beschäftigt auch Italo Calvino, wenn er fragt: »Wie gelangt man zur beschriebenen Seite?« Und weiter: »Auf welchen Wegen verwandeln sich die Seele und die Geschichte, die Gesellschaft oder das Unbewusste in eine Aneinanderreihung schwarzer Zeilen auf einem weißen Blatt?«³⁰

Die Reisemetaphorik, mithin die nomadische Perspektive auf ein Ankommen, einem bestimmten Weg folgend, verdichtet die prozessontologische Vermutung im Begriff Schriftlichkeit. Das Schriftlich-Werden und wer oder was daran beteiligt ist, verdichtet sich nicht nur zu einer poetologischen Frage des *Wer schreibt?* und *Wer liest?* In Calvinos nomadischer Metaphorologie erscheint wiederum Derridas Suche nach einer »metaphonetisch[en]«, »nicht-linguistisch[en]«, »a-logisch[en] Lithographie«, sprich eine »Schrift-Landschaft«,³¹ die es zu durchqueren gilt.

Ein Brief oder eine Postkarte materialisiert diese Nomadologie der Schriftlichkeit. Für Jacques Lacan ist gewiss, »dass ein Brief stets am Schicksungsort ankommt«,³² auch dann noch, wenn sie nicht ankommt. Denn in diesem Fall ist das Nicht-Ankommen das eigentliche, unbewusste Ziel der Sendung gewesen. Dieses Bereits-Angekommen-Sein des Briefs oder der Postkarte bezeichnet die Struktur des Unbewussten, die nicht so sehr etwas Geschriebenes als ein »Diagramm« bezeichnet.³³ Für Lacan schreibt sich das Reale, wird das Reale geschrieben.³⁴ Dem Brief/der Postkarte ist folglich eine Materialität gegeben, die das Geschriebene an den Ort seiner Zustellung liefert. Aber was ist mit gestohlenen, zerstörten oder falsch bzw. nicht adres-

29 Kittler: *Baggersee*, 168.

30 Italo Calvino: *Kybernetik und Gespenster. Überlegungen zu Literatur und Gesellschaft*. Übers. von Susanne Schoop. München / Wien: Carl Hanser 1984, 16.

31 Jacques Derrida: *Die Schrift und die Differenz*. Übers. von Rodolphe Gasché. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1976, 317.

32 Jacques Lacan: Das Seminar über »Der gestohlene Brief«. In: Ders.: *Schriften I*. Vollständiger Text. Übers. von Hans-Dieter Gondek. Wien: Turian + Kant 2019, 12–76, hier: 49.

33 Michael Lewis: *Derrida and Lacan. Another Writing*. Edinburgh: Edinburgh UP 2008, 203.

34 Ebd.

sierten Briefen, fragt Derrida?³⁵ Die Materialität des Briefes/der Postkarte, mithin die Materialität des Geschriebenen/des Zeichens stellt das Diktum Lacans in Frage: Der Brief/die Postkarte, die Derrida konzipiert, ist »both irretrievable and destructible; both inconsequential and able to be written by its receiver« und damit nicht determiniert durch die Adressierung.³⁶ Für Derrida muss es eine Möglichkeit des Nicht-Ankommens geben. Die Karte, mithin das Geschriebene als Nachricht, muss eine Chance, auch eine Wahl haben, nicht anzukommen, vom Namen des Senders oder des Empfängers nicht determiniert zu sein.

Dabei unterscheiden sich, wie Bernhard Siegert im Anschluss an Derrida konstatiert, Brief und Postkarte in ihrer Medialität: Während der Brief verschlossen ist, ist das Geschriebene bei der Postkarte allen sichtbar. Die Postkarte ist das Ende vom Brief³⁷ und macht die Kryptografie erst notwendig.³⁸ Die Individualität und die geheime Botschaft, mithin die romantische Liebesbekundung, enden mit standardisierten, vorgedruckten Postkarten, die handschriftlich nur noch Datum, Ort und Unterschrift angeben dürfen.³⁹ Das Schreiben wird überflüssig.⁴⁰ Die Postkarte globalisiert, weil sie normiert und entsubjektiviert, weil sie nicht mehr Ausdruck einer geheimen, intimen Beziehung zwischen Sender und Empfänger ist. »Der Horizont, auf den die Briefe – in ihrer Selbstreferenz sich auslöschend und zugleich multiplizierend – unaufhaltsam zutreiben, ist das Ende der Schriftlichkeit selber.«⁴¹

Dieses vermeintliche Ende der Schriftlichkeit wird von On Kawara im Dazwischen von Schreiben des Realen, das Reale Schreiben und Auflösung von individueller Artikulation mittels Schreiben performiert. Seine Postkarten weisen eine formale und figurale Schriftlichkeit auf. Der bildende Künstler, der sich mit der Zeit beschäftigt, bezieht sich immer wieder auf Schrift oder Schreiben: Seine *Date Paintings* geben das Datum eines Tages wieder. In den Serien I READ, I WENT, I MET (ab 1966) materialisiert On Kawara

35 Derrida: *Dissemination*, 472.

36 Vgl. David Willis: Post/Card/Match/Book/Envois/Derrida. In: *SubStance* 13.2, 43 (1984), 19–38, hier: 21.

37 Bernhard Siegert: *Relais. Geschichte der Literatur als Epoche der Post 1751–1913*. Berlin: Brinkmann & Bose 1993, 159.

38 Ebd., 164f.

39 Ebd., 171.

40 Ebd.

41 Siegert: *Relais*, 273.

Calvinos Frage. In *I WENT* markiert er mit roter Tusche auf Stadtplänen seinen täglichen Weg. Es wäre eine mögliche Antwort auf Calvinos Frage. Tom McCarthy widmet sich dem Schreiben On Kawaras in Bezug auf Michel de Certeaus Schreibsysteme und nimmt ihn gerade unter dem Aspekt als Erzähler seiner Eigenzeit ernst: »Wer aber ist es, der da schreibt?«, fragt sich auch McCarthy und betont, dass On Kawara selten schreibt, eher stempelt oder schreiben lässt, wie in den Arbeiten *I GOT UP AT* (1968–1979) und *I AM STILL ALIVE* (1970–1979). On Kawara versendet jeden Tag Postkarten, aber keine handschriftlichen Grußkarten, sondern gestempelte oder gedruckte Marker seiner Existenz mit den Worten *I GOT UP AT*. Das Medium Telegramm wiederum nutzt der Künstler für die Botschaft *I AM STILL ALIVE*, dessen Schreibung er in Auftrag gibt, wie es bei einem Telegramm üblich ist.

Für McCarthy gibt es eine Verbindung zwischen den Arbeiten On Kawaras und der Poetologie Mallarmés. Mallarmé, wie McCarthy schreibt, ist der »Pionier des unbedruckten Raums«, »Verkünder des Endes der Erzählung« oder Verkünder »ihrer Umarbeitung und Umbildung im Zusammenhang des einen, immer im Werden begriffenen, immer kommenden Projekts, das Mallarmé schlicht und ergreifend ›das Buch‹ nennen würde.«⁴² On Kawara diktiert ein ähnliches Buch, das auch das Buch dieses individuellen Subjekts genannt werden könnte: eine Art Tagebuch, das aber durch andere Aktanten geschrieben wird.

3. Aktanten

Dieser Umweg über On Kawara und Mallarmé verschaltet das Schreiben mit dem Leben und implementiert der Schriftlichkeit damit eine vitalistische bzw. animistische Dimension, die auch im *New Materialism* virulent ist und Kritik anzieht.⁴³ Aber Schrift ist nicht einfach ›beseelt‹ und deswegen dann Schriftlichkeit. Vielmehr geht es um die Dynamik von Gegenwärtigkeit, Aktivität, Agentialität und nicht-menschlichen wie menschlichen Aktanten

42 Tom McCarthy: 18 teilweise verbundene Gedanken über Michel de Certeau, On Kawara, Fliegenfischen und diverse andere Dinge. In: Ders.: *Schreibmaschinen, Bomben, Quallen. Essays*. Übers. von Uwe Hebekus. Zürich: Diaphanes 2019, 247–262, hier: 256.

43 Katharina Hoppe / Thomas Lemke: Vitaler Materialismus: Jane Bennett und die Lebendigkeit der Dinge. In: Dies.: *Neue Materialismen zur Einführung*. Hamburg: Junius 2021, 41–58.

– dem dritten Begriff des Untertitels –, die das Geschriebene aktualisieren und damit in einen Prozess des Werdens übertragen und sichtbar machen.

Natürlich hängt dieses Schriftlich-Werden davon ab, dass »erst das Vokalalphabet [...] den Sprachfluss aufschreibbar [macht]«. ⁴⁴ Und deshalb ist der Diskurs, den dieser Band zu eröffnen versucht, in gewisser Weise abhängig von der Genealogie des griechischen Alphabets und eurozentrisch. Gleichzeitig löst sich der Begriff Schriftlichkeit aber von dieser Herkunft, insofern das Prozessuale jeder Schrift bestimmt sei.

Schriftlichkeit steht damit nicht nur im Bereich einer Prozessontologie, also in einem Zwischenreich nach dem Schreibakt und vor dem Schriftstück, sondern auch medientheoretisch in dem Dazwischen von Rauschen und Signal. Während das Signal das erkennbare und entzifferbare Zeichen darstellt, auch wenn es als Code chiffriert wurde, bildet das Rauschen den Hintergrund für das Zeichen, wie das weiße Blatt Papier den Hintergrund für den gedruckten Text darstellt. Auf Sendung sein, gesendet werden – die Bedingungen des Mediozäns ⁴⁵ beschreiben einen Zustand, in dem Schriftlichkeit erst seine Wirkmacht zu entfalten scheint.

Welche Rolle spielen für das Verständnis von Schriftlichkeit Diskontinuitäten? Gehören Pausen, Unterbrechungen, Leerstellen zu ihr? Oder meint Schriftlichkeit nur das Positiv, nicht das Negativ des Schreibens?

Was bleibt, ist zu sagen, was Schriftlichkeit *nicht* ist: Schriftlichkeit meint nicht (nur) schriftliche Kommunikation. Zudem gibt es *die* Schriftlichkeit als Kollektivsingular nicht, da Schriftlichkeit immer schon mehr als einen vorerst unbestimmten Akteur, also einen Aktanten, aufweist. Vielleicht ist es sogar produktiv, von Schriftlichkeiten zu sprechen?

Als positive Bestimmung könnte gelten: Weil »Schrift fixiert [...], aber [...] gleichzeitig ungeahnte Potenziale anderer Fixierungen [eröffnet]«, ⁴⁶ bezeichnet Schriftlichkeit diesen Eröffnungsprozess. Damit ist auch der Eigensinn von Geschriebenem benannt, der in dem Begriff Schriftlichkeit einen operativen Bezug erfährt.

44 Wolfgang Ernst / Friedrich Kittler: Editorial. In: Dies. (Hg.): *Die Geburt des Vokalalphabets aus dem Geiste der Poesie. Schrift, Zahl und Ton im Medienverbund*. München: Wilhelm Fink 2006, 9–14, hier: 11.

45 Vgl. Lorenz Engel / Bernhard Siegert: *Zeitschrift für Medien- und Kulturwissenschaft. Focus Mediocene*. Hamburg: Felix Meiner Verlag, Issue 9/1 2018.

46 K. Ludwig Pfeiffer: Schrift – Geschichten, Typologien, Theorien. In: Hans Ulrich Gumbrecht / K. Ludwig Pfeiffer (Hg.): *Schrift*. München: Wilhelm Fink 1993, 9–20, hier: 12.

Und wenn schon Friedrich Schlegel in einem *Athenäums*-Fragment schreibt: »Ehe nicht die Philosophen Grammatiker, oder die Grammatiker Philosophen werden, wird die Grammatik nicht, was sie bei den Alten war, eine pragmatische Wissenschaft und ein Teil der Logik, noch überhaupt eine Wissenschaft werden.«⁴⁷ Hat sich dieses Diktum nicht mit Derridas Grammatologie erfüllt? Oder gilt viel eher: »Man braucht das Schreiben/Man muss es schreiben (Il faut l'écrire).«⁴⁸

An anderer Stelle schreibt Derrida: »Freilich ist die grammatische Wissenschaft nicht die Dialektik.«⁴⁹ Und hat nicht Derrida selbst, Schlegel ernst nehmend, versucht, Grammatiker zu werden? Ist seine Grammatologie nicht der Versuch, eine grammatische Wissenschaft zu konstituieren, eine Wissenschaft von der geschriebenen Schrift?⁵⁰

4. Grammatologie

Das Jahr 1967 war für die Schriftlichkeit das Entscheidungsjahr. Mit dem Erscheinen von *De la grammatologie* beginnen wir, schreibt Catherine Malabou, »following Derrida, to ›read otherwise‹, to ›write otherwise‹; we speak only of writing. Writing is in the air; it is, so to speak, l'air du temps.«⁵¹

Bereits fünfzehn Jahre zuvor hatte der Altorientalist Ignace J. Gelb den Begriff »Grammatologie« im Untertitel seines Buches *A Study of Writing* benutzt (*A Study of writing. The foundations of grammatology*, 1952). Was ist aber eine Grammatologie? Eine Wissenschaft der Schrift und des Schreibens? Malabou analysiert drei grammatologische Achsen: Schreiben und Schrift als *archi-écriture*,⁵² Schreiben und Schrift in der konventionalisierten, geläufigen

47 Friedrich Schlegel: Fragmente (»Athenaeum«-Fragmente). In: Ders.: »Athenaeum«-Fragmente und andere frühromantische Schriften. Stuttgart: Reclam 2018, 75–173, hier: 88.

48 Derrida: *Dissemination*, 313.

49 Ebd., 184.

50 Catherine Malabou: The End of Writing? Grammatology and Plasticity [übers. von Annejeanette Wiese]. In: *The European Legacy* 12.4 (2007), 431–441, hier: 431.

51 Ebd., 436.

52 Zum Begriff der Ur-Schrift vgl. Jacques Derrida: SCRIBBLE. Macht/Schreiben. In: William Warburton: *Versuch über die Hieroglyphen der Ägypter*. Übers. von Johann Christian Schmidt. Hg. von Peter Krumme. Frankfurt a.M.: Ullstein 1980, VII–LV, hier: XVII: »Stets gibt es ein Übergewicht an Schrift, und nur indem man ihr (noch) etwas hinzufügt, kann man sie analysieren (diese oder jene Kraft von ihr abtrennen). Eben dies bedeu-

Alltagsbedeutung und Schreiben und Schrift als dominante Denkfigur.⁵³ Was ist passiert, dass Schreiben und Schrift zur dominanten Denkfigur geworden ist? Malabou konstatiert: »Writing mixes itself with the circulation of meaning, including and foremost the meaning of the concept of writing.«⁵⁴ Schreiben und Schrift sind allgegenwärtig und in allen Disziplinen des Wissens viral. Malabou aber sieht darin gleichsam das Ende der Geschichte der Grammatologie, genau in dem Moment, in dem sie als Leitwissenschaft eigentlich entstehen sollte – und das aus zwei Gründen: erstens, weil unter dem Label der ›Wissenschaft von der Schrift‹ nur »histories of writing, concerning its appearance, its genesis, its transformations«⁵⁵ zu finden sind, wie etwa André Leroi-Gourhans *La geste et la parole*, dessen erster Band *Technique et langage* 1964 und dessen zweiter *La mémoire et les rythmes* 1965 erschienen. Auch die Arbeiten von Eric A. Havelocks, zum Beispiel *The Alphabetization of Homer. Communication Arts in the Ancient World* (1978), oder Walter Ongs *Orality and literacy. The Technologizing of the Word* (1982) sowie Jack Goodys *The Logic of Writing and the Organisation of Society* (1986) lassen sich als historische Grammatologien verstehen. Niemals, so Malabou, beschäftigen sie sich mit dem ontologischen Status von Schrift, mithin mit dem, was in diesem Band Schriftlichkeit genannt wird, »its essence [...] [,] its status as an object.«⁵⁶

Gegenentwürfe zur historischen Grammatologie gibt es im 20. Jahrhundert dagegen vonseiten der Kunst. Der Dichter Gustav Sjöberg erkennt eine ähnliche Situation der Schrift und verhandelt in seinem Buch *naturphilologie* alternative Konzepte. So konstatiert Sjöberg, dass Pier Paolo Pasolini erkannt habe, »dass die modernen apparaturen der schrift die trennung des ›volks‹ von den ›bürgern‹ und die der ›stimme‹ von der schrift herbeigeführt und reguliert haben.«⁵⁷

Die Denkfigur ›Schrift und Schriftlichkeit‹ wird politisch und als Hochkultur angesehen, die wiederum nur von »sprechenden körpern« unterlaufen werden kann, »von einem tun also, dem soziale und kulturelle differenzen,

tet Ur-Schrift: nicht eine allererste Schrift als Gegenstand einer Archäologie, sondern stets schon eine Schrift unter Schriften, und auf gleicher Höhe.«

53 Malabou: *The End*, 435.

54 Ebd.

55 Ebd., 431.

56 Ebd.

57 Gustav Sjöberg: *zu der blühenden allmaterie. über die natur der poesie*. Berlin: Matthes & Seitz 2020, 97.

anthropologische wandlungen eingeschrieben sind.«⁵⁸ Auch für Sjöberg ist »die funktion der schrift in den heutigen kapitalistischen gesellschaften«, die »phonetische transkription des lautes«, ein »universelles gesetz«,⁵⁹ das es zu kritisieren gilt. So sind das Schreiben und die Schrift und ihre Schriftlichkeit nicht nur wissenschaftlich historisiert, sondern auch kapitalistisch kommodifiziert. Reaktionen darauf gibt es vonseiten der Kunst, wie zum Beispiel durch das leere Manifest von Emilio Prini 1971. In der Hochphase der französischen Kritik an Philologie und Hermeneutik, am Werkbegriff und der Funktion des Autors, prangert auch Emilio Villa die »versteinierung der schrift zum werk«⁶⁰ an. Ebenso wie bei On Kawara korreliert die künstlerische Auseinandersetzung mit Schrift hier mit der Entstehung der Grammatologie.

Sjöberg leitet aus diesem Befund eine Politik der Schriftlosigkeit ab, die nicht ethnozentrisch, nicht kolonial und nicht paternalistisch sein soll⁶¹ – eine Utopie, die nur mit dem Ende der Grammatologie erreichbar scheint.

Und für Malabou stellt Derridas *De la grammatologie* das Ende der Schrift und des Schreibens als Denkfigur dar. Sie nennt diese Denkfigur »motor scheme«. ⁶² Sie erklärt:

»By ›motor scheme‹, I mean an encounter of a pure image, that is, of a concept – here arche-writing, or difference – with an existent real, given to intuition – here the fecundity of the graphic sign in the form of a code, program or inscription. Constituted in this way, the motor scheme is a kind of tool capable of appropriating the largest quantity of energy and information from the text of an epoch.«⁶³

Das mag kontraintuitiv erscheinen, aber Malabou entdeckt eine Ausdehnung (keine Aufwertung) des Schriftbegriffs durch Kybernetik, Linguistik, Strukturalismus, Genetik und Informationstechnologien.⁶⁴ So erfüllt sich, was Schlegel gefordert hatte: Philosoph:innen werden »grammatologue[s]«, wie Derrida sie nennen würde.

58 Ebd.

59 Ebd., 98.

60 Ebd., 118.

61 Ebd., 99.

62 Malabou: *The End*, 436.

63 Ebd., 437.

64 Ebd., 436 und 437.

In der vertrauten Differenz von Schriftlichkeit und Mündlichkeit bzw. Bildlichkeit sowie unter Berücksichtigung, dass, wenn von Schriftlichkeit gesprochen wird, zuerst das westliche, von den alten Griechen abstammende Vokalalphabet bezeichnet wird, dem wiederum die Differenz von λόγος, φωνή und γραφή eingeschrieben ist, erscheint Schriftlichkeit nicht als das gegenüber dem sogenannten Phonologozentrismus westlicher Philosophie Verdrängte, sondern im Gegenteil als der Motor eines *grande divide*, einer Trennung des Menschen und seiner Vorstellungskraft und Denkfähigkeit von den nicht-menschlichen Entitäten.

David Abram erklärt, dass das phonetische Alphabet – die Schrift – das Denken und Wahrnehmen des Menschen von seiner Umwelt entkoppelt.⁶⁵ Der Blick wendet sich (ab): Die Schreibende blickt auf das Geschriebene. »Diese Beziehung zwischen Schreibendem und geschriebenem Text brachte ein völlig neues Reflexionsvermögen hervor.«⁶⁶ Dieses Reflexionsvermögen spielt sich aber nur noch zwischen dem Ich und der Schrift ab, verbleibt im Medium, also in einer Verweisstruktur auf das »große Außen«, die Natur bzw. alles Nicht-Menschliche und Nicht-Geschriebene. Der Begriff »Schrift« ändert sich, denn er bezeichnet nicht mehr nur die Technik zur Notation mündlicher Rede, auch nicht mehr einfache Transkription, Übersetzung und Übertragung.⁶⁷ Damit geht Abram über die Opposition bei Roland Barthes hinaus: Es gibt keinen Wechsel zwischen mündlicher und schriftlicher Verwendung der Sprache, Sprache ist immer schon schriftlich. Eine These, die so auch bei Derrida zu finden ist.⁶⁸

Der erste, der diese Veränderung feststellt und anwendet, ist Sokrates. Wie Abram in Bezug auf die Arbeiten Eric A. Havelocks darstellt, besteht die »einfachste Form« der sokratischen Dialektik darin, »einen Redner aufzufordern, das soeben Gesagte zu erläutern«⁶⁹ – warum? –: »um die mimetischen

65 David Abram: *Im Bann der sinnlichen Natur. Die Kunst der Wahrnehmung und die mehr-als-menschliche Welt*. Übers. von Matthias Fersterer und Jochen Schilk. Klein Jasedow: thinkOya 2012, 118.

66 Ebd., 124.

67 Malabou: The End, 433: »Writing« can no longer simply designate the technique of the notation of speech. It can no longer be understood only in its »common« or »vulgar« sense of simple transcription. A distinction needs to be made, then, between »narrow« and »enlarged« meanings of writing.«

68 Vgl. Catherine Malabou: *Plasticity at the Dusk of Writing. Dialectic, Destruction, Deconstruction*. Übers. von Carolyn Shread. New York: Columbia UP 2010, 12.

69 Abram: *Im Bann*, 125.

Gedankenmuster der oralen Kultur zu durchbrechen.«⁷⁰ Was unter Mnemotechnik subsumiert werden kann, sind in der oralen Kultur vorgefertigte Redewendungen, die jeweils zum passenden Thema aus dem Gedächtnis abgerufen und artikuliert werden. Indem Sokrates nach der Umformulierung fragt, inauguriert er die Schriftlichkeit in den mündlichen Diskurs. Das sich auf Nachfrage Sokrates' ständig Wiederholen-Müssen, das Umformulieren von bereits Gesagtem, ermöglicht es den mit ihm Sprechenden, das Gesagte zu reflektieren. Sie befinden sich nicht mehr in der »für schriftlose Kulturen erforderlichen Erinnerungstrance«, verlieren dabei aber auch den Kontakt zur Außen- bzw. Umwelt, die ihrem Sprechen und Memorieren Anhaltspunkte gibt.⁷¹ Sie müssen sich durch Sokrates voll und ganz auf das Gesagte konzentrieren, als würden sie einen Text lesen.

Zeitgleich mit der Popularisierung des Schreibens reagiert Sokrates' Methode auf diese Popularisierung und implementiert die Funktionsweise von Schreiben und Lesen in das Denken als Modus der Wiederholung und der Reflexion. Schreiben ist Kommentieren, denn das Aufschreiben ermöglicht, »die eigenen Worte zu sehen«, »ermöglicht ein neues Gefühl der Autonomie und Unabhängigkeit von anderen Menschen, letztlich sogar von der sinnlich wahrnehmbaren Umgebung, die einst unser ständiges Gegenüber war.«⁷²

Was Sokrates beginnt, endet mit Derridas Grammatologie. Nicht in *De la grammatologie*, aber in *La dissémination* von 1972 diskutiert Derrida Platons Schriftkritik im *Phaidros*. Die Schrift ist wie ein Pharmakon, Heilmittel und Gift zugleich. Der Schrift kommt dabei die Rolle eines Hilfsmittels zu, für denjenigen, der die Rede nicht auswendig gelernt hat.⁷³ Derridas Ausführungen widersprechen aber nicht denjenigen Abrams. Viel eher wird so sichtbar, dass bei Platon/Sokrates – wie auch Derrida schlussfolgert – Schrift und Rede gegeneinander oder ineinander verschränkt werden. Die »anagrammatische Schrift Platons« basiert auf dieser Wechselwirkung von Schriftlichkeit und Mündlichkeit, die von Abram und Derrida angeführt wird. Allerdings ist die Opposition bei Derrida innerhalb der Schrift selbst zu finden und zwar zwischen einer »gute[n] (natürliche[n], lebendige[n], wissende[n], intelligible[n], innerliche[n], sprechende[n]) Schrift« und einer

70 Ebd.

71 Ebd., 126.

72 Ebd., 128.

73 Derrida: *Dissemination*, 80.

»schlechten (künstlichen, todgeweihten, unwissenden, sinnlichen, äußerlichen, stummen) Schrift.«⁷⁴ Demnach bezieht sich, was Abram als Adaption des Schriftlichen in die dialogische Rede Sokrates' bezeichnet, auf die gute Schrift, während die tatsächliche, materielle Schrift – das Schreiben – als die schlechte ausgeschlossen wird. So kann Derrida schreiben, »daß die Philosophie sich im Spiel zweier Schriften abgespielt habe. Wo sie doch allein zwischen Sprechen und Schrift hat unterscheiden wollen.«⁷⁵ Damit macht Derrida eine grundlegende Metaphysik der Philosophie sichtbar, nämlich die der doppelten Markierung.⁷⁶ Jede Denkfigur ist doppelt markiert, so auch die Schrift.

Hier kreuzen sich Derrida und Abrams in ihrer Analyse der platonischen Schriftkritik aber auch noch in einem weiteren Punkt: der Natur. Denn Sokrates und Phaidros begegnen sich außerhalb der Stadtmauern, gehen spazieren und lassen sich unter einer Platane nieder.⁷⁷ Phaidros ist verwundert, dass Sokrates die Natur außerhalb der Stadtmauern nicht zu kennen scheint. Und tatsächlich behauptet Sokrates, dass die Bäume und Felder ihn »nichts lehren« könnten.⁷⁸ Abram nimmt diese Aussage zum Anlass, den Unterschied zwischen der oralen und der Schrift-Kultur in ihrem jeweiligen Umgang mit der Umwelt darzustellen. Denn nur eine Schriftkultur ließe eine Aussage wie die von Sokrates zu. Alle oralen Kulturen benötigen bzw. machen den direkten Kontakt mit der Natur zu ihrem Ausgangspunkt, weben diesen Kontakt, um ihr Wissen über die nicht-menschlichen Entitäten zu speichern, in leicht zu memorierende Geschichten ein.⁷⁹ Die Natur spielt aber auch bei Derrida eine Rolle, insofern einerseits die botanische Praxis der Pfropfung als Prinzip der Intertextualität zum Ausdruck kommt,⁸⁰ andererseits als »Analogie« der wahren Schrift in der Gegenüberstellung von »Fruchtsamen« und »Blumensamen«, von »Landbebauer« und »Luxusgärtner«.⁸¹ Für Platon/Sokrates gibt es also durchaus eine Verbindung zur Natur, diese ist aber nicht eine außerhalb der Kultur, sondern vielmehr zweifach innerhalb der menschlichen Sphäre zu finden und zwar einmal als Landwirtschaft und einmal als Luxus.

74 Ebd., 168.

75 Ebd.

76 Malabou: *Plasticity*, 52.

77 Abram: *Im Bann*, 131.

78 Ebd.

79 Ebd., 135.

80 Derrida: *Dissemination*, 170.

81 Ebd., 169.

Folglich steht am Anfang der phonetischen Alphabetisierung nicht nur die Trennung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, sondern in der Schrift schon eine äquivalente Trennung zu dieser Trennung. Ist Sokrates nicht schon viel weiter in die Schriftkultur verwickelt, als es Abram darstellt? Installiert nicht schon Platon die Schrift als »motor scheme«, als Denkfigur der Philosophie? Dieses »motor scheme« scheint lange Zeit im Verborgenen zu sein, als wäre es, mit Derrida gesprochen, ein Kryptogramm, das, um seine Wahrheit zu produzieren, gleichsam im verborgenen Agieren muss.

5. Aufschreibesysteme

Fahrt nimmt das Schriftregime erst mit der allgemeinen Alphabetisierung in Europa auf. Friedrich Kittler nennt das »Aufschreibesystem«, die Programmierung des Menschen anhand von Lesen und Schreiben. Um 1800 findet so die erste und um 1900 die zweite Programmierung statt. War die erste noch gekoppelt an die Dichterstimme (Diktat) und den Muttermund (Vorlesen), programmieren um 1900 technische Medien die Schreibkompetenzen des Menschen. Schreibmaschinen und Phonographen ersetzen Dichterhände und Vorleserinnen. So konstatiert auch Jean-François Lyotard, dass, wenn die Präsenz des Sprechers ausgestrichen ist, das Schreiben, die Schrift und die Schriftlichkeit erscheinen. Entscheidend ist die Relation von Spur und Raum, was Lyotard das Figurale nennt: »ainsi l'enregistrement sur cire ou sur bande magnétique est déjà l'écriture.«⁸²

Die Moderne, so ließe sich zusammenfassen, ist gekennzeichnet von einer rasanten Zunahme des Schreibens. Medien verschalten – auch im Sinne des Mediozäns – Menschen mit Institutionen, damit Schrift zirkuliert.⁸³ »[O]hne Computertechnik keine Dekonstruktion, sagt Derrida in Siegen.«⁸⁴ Und mit dem Computer beginnt das Ende des »motor schemes« Schrift. So folgt Kittlers Analyse der Aufschreibesysteme im strengen Sinne einer Dekonstruktion der Grammatologie selbst, wenn Grammatologie die Wissenschaft von Aufschreibesystemen oder Skripten bezeichnen soll. Gerhard Neumann macht das in seinem Gutachten zu Kittlers Habilitationsschrift deutlich, wenn er

82 Jean-François Lyotard: *Discourse, Figure*. Paris: Edition Klincksieck 1971, 217.

83 Friedrich A. Kittler: *Aufschreibesysteme 1800/1900*. München: Wilhelm Fink 1995, 550.

84 Friedrich Kittler: Es gibt keine Software. In: Ders.: *Draculas Vermächtnis. Technische Schriften*. Leipzig: Reclam 1993, 225–242, hier: 225.

schreibt: »Das wesentliche an Kittlers Darstellung ist, daß er die Zusammenhänge des ›Kulturproblems‹ Schrift als Schaltkreise begreift, deren Arbeit den schreibenden Beamten und den schreibenden Dichter hervorbringt.«⁸⁵ Das Schreiben und die Schrift unterliegen nach Kittler einem Schaltplan: Damit fügt Kittler dem Problem der Schrift, wie sie Derrida bei Platon analysiert hat, eine weitere Doppelung hinzu. So wie die gute Schrift sich zur schlechten, so wie *γραφή* sich zu *λόγος/φωνή* verhält, so verhält sich der Schaltplan zur Schrift. So endet die Grammatologie, bevor sie begonnen hat. Im Angesicht der Computertechnik redet jede:r über Schrift und Schreiben, jede Wissenschaft und jede Praxis, aber niemand schreibt mehr.⁸⁶ Anstelle des Schreibens tritt das Programmieren von Software. Schreiben wird nicht mehr gebraucht, sondern nur noch als Denkfigur bildhaft verwendet. Verdrängt der Computer mit dem Schreiben im grammatologischen Sinn auch den Begriff der Schriftlichkeit? Oder hat Schriftlichkeit in seiner ontologischen Dimension etwas mit der Programmierung von Software zu tun? Das Schreiben hat sich verändert und mit ihr auch die Schreibwerkzeuge, die nicht nur Schrift »mittels Elektronenlithographie in Silizium« einbrennen, »sondern im Unterschied zu allen Schreibwerkzeugen der Geschichte auch imstande sind, selber zu lesen und zu schreiben.«⁸⁷ Schuld daran ist Turings Papiermaschine,⁸⁸ die Schreiben und Lesen durch »Vorrücken und Zurückgehen«⁸⁹ ersetzt.

Damit der Mensch aber dennoch wieder Herr über die Maschinen wird, beginnt er anstatt zu schreiben, zu programmieren: »Als Quellcode implodiert der Alphabetismus unserer Kultur zu einer Schrift, die alle Züge eines Geheimcodes trägt, weil nicht Leute, sondern Computer sie lesen können müssen.«⁹⁰ Das Paradigma, welches das Denken mehr oder weniger sichtbar beschäftigt hatte, ist aber nicht mehr das Schreiben bzw. die Schrift: »Die Schrift

85 Gerhard Neumann zitiert nach Arndt Niebisch: Close Writing. Friedrich Kittler und die Digital Humanities. In: *Metaphora. Journal for Literary Theory and Media*. EV 1: Arndt Niebisch / Martina Süess (Hg.): Was waren Aufschreibesysteme? 2015, <https://metaphora.univie.ac.at/volume1-niebisch.pdf> (15.03.2022), 4.

86 Kittler: Software, 226.

87 Ebd.

88 Vgl. Alan Turing: *Intelligence Service. Schriften*. Hg. von Bernhard Dotzler und Friedrich Kittler. Berlin: Brinkmann & Bose 1987.

89 Kittler: Software, 227

90 Friedrich Kittler: Computeranalphabetismus. In: Dirk Matejowski / Friedrich Kittler (Hg.): *Literatur im Informationszeitalter*. Frankfurt a.M. / New York: Campus 1996, 237–251, hier: 239.

bleibt vielmehr einem Automaten überantwortet, dem man unter Titeln wie Prozedur, Funktion oder Routine eine Beschreibung seines Schreibens geschrieben hat.«⁹¹ So werden andere Praktiken wie das »Entwanzen und Warten« »dringlicher«.⁹² Nach Kittler hängt alles von der Hardware ab und »vom Grad, [...] in dem eine jeweilige Hardware, dergleichen wie ein Schreibsystem beherbergen kann.«⁹³ Ganz im Sinne von Nietzsches Diktum, dass die Schreibzeuge an unseren Gedanken mitarbeiten, nur dass jetzt Schreibzeuge ihre eigenen Gedanken haben können. Das Ende der Grammatologie fällt mit dem Zeitalter der Computer zusammen, mit der Folge, dass »[g]lenau-so wenig, wie Computerprogramme einen tieferen hermeneutischen Sinn zu haben brauchen, [...] die Lektüren der Dekonstruktion nicht auf einen solchen Sinn fixiert«⁹⁴ sind.

Die Totalisierung des »motor schemes« Schrift manifestiert sich im Re-Branding von Google als *Alphabet* und Facebook als *Meta*. Sprache und Meta-Sprache werden von der Gesamtheit der digitalökonomischen Matrix absorbiert. Der Grammatologie kann es also gar nicht mehr um Schrift gehen – vielleicht aber doch um Schriftlichkeit, wenn Schriftlichkeit »das Spiel der Signifikanten« zu analysieren meint, »und das heißt auch, die Datenverarbeitung, die Literatur vornimmt, als performatives System zu beschreiben.«⁹⁵ Schriftlichkeit wäre demnach der Schaltplan der Schrift, ist mithin die prozessontologische Bedingung für Schreiben und Schrift.

6. Generalisierungen

Entspricht Schriftlichkeit damit Derridas Konzept der *archi-écriture*? Hat Schriftlichkeit den Anspruch, Schrift wieder zu generalisieren, das ganze Feld linguistischer Zeichen und damit, wie Malabou feststellt, »the entire field of human practice«⁹⁶ zu dominieren? In der medientheoretischen Rückschau auf Platon/Sokrates gewinnt Derridas Argumentation in diesem Kontext an

91 Ebd., 240.

92 Ebd., 241.

93 Ebd., 239.

94 Niebisch: *Close Writing*, 3.

95 Ebd.

96 Malabou: *The End*, 434.

neuer Stärke. Derrida konstatiert, dass es keine natürliche Sprache gibt, sondern Sprache immer schon vom Schreiben und der Schrift berührt ist.⁹⁷

Malabou nennt dieses Vorgehen der *archi-écriture* »enlargement«, die Grundbedingung dafür, dass Schreiben und Schrift zur Denkfigur *par excellence* werden konnten.⁹⁸ Und auch sie erkennt in der Vergrößerung oder Modifikation des Konzepts Schrift bei Derrida eine Wechselwirkung zwischen Theorie und Technologie, weil Schrift und Schreiben zum »model-image« von Begriffen wie Inskription, Code oder Programm werden konnten, das eine (Wissenschafts-)Kultur konstituiert.⁹⁹

Für Malabou erreicht Derrida damit das Ende der Schrift, das Ende des Zeitalters der Schrift. Dieses Ende macht sie aber nicht nur in der Theorie fest, sondern auch in den umliegenden Wissenschaften, in denen das Paradigma von Schrift und Schreiben verdrängt wird, verdrängt vom Code und der Programmierung: »The constitution of writing as a motor scheme was the result of a gradual movement that began with structuralism and found its mooring in linguistics, genetics, and cybernetics.«¹⁰⁰ Insbesondere das Buch *La Logique du vivant, une histoire de l'hérédité* des Genetikers François Jacob, erschienen 1970, verdeutlicht einerseits, wie die Bedeutung von Schrift erweitert wurde, indem sie auf den genetischen Code, die DNS übertragen wurde. Gleichzeitig liegt darin schon ein Moment einer »graphic power«, »the genetic translation of an ontology of the graph that determines from now on the comprehension and the study of the living being.«¹⁰¹ Von der Schrift/dem Schreiben zum Graphischen ist es also nicht weit. Der Graph, verstanden als Spur, die zu sich in Differenz erscheint, führt zum Paradigma von Programm und Programmieren: »Generally, it is the concept of program – which is obviously also a concept in the field of cybernetics – that culminates and completes the constitution of the graphic scheme as the motor scheme of thought.«¹⁰² Im Graphischen vollendet sich die Schrift als »motor scheme«, als leitendes Paradigma des Denkens. Für Malabou hat Derrida genau das erkannt. Er (be-)schreibt, wie alles Schrift wird:

97 Vgl. Malabou: *Plasticity*, 12.

98 Ebd.

99 Ebd., 14.

100 Ebd., 57.

101 Malabou: *The End*, 436.

102 Malabou: *Plasticity*, 58.

»cinématographie, chorégraphie, certes, mais aussi »écriture« picturale, musicale, sculpturale, etc. On pourrait aussi parler d'écriture athlétique et plus sûrement encore, si l'on songe aux techniques qui gouvernent aujourd'hui ces domaines, d'écriture militaire ou politique. Tout cela pour décrire non seulement le système de notation s'attachant secondairement à ces activités mais l'essence et le contenu de ces activités elles-mêmes. C'est aussi en ce sens que le biologiste parle aujourd'hui d'écriture et de pro-gramme à propos des processus les plus élémentaires de l'information dans la cellule vivante. Enfin, qu'il ait ou non des limites essentielles, tout le champ couvert par le programme cybernétique sera champ d'écriture.«¹⁰³

In dem Moment, in dem Derrida eine Wissenschaft von der Schrift verkündet, ist die Schrift so allgegenwärtig geworden, dass sie nichts mehr mit sich selbst zu tun hat, nichts mehr mit Schriftlichkeit und Schreiben – als in Opposition zur Mündlichkeit. Es ist das Ende der Schrift und des Schreibens: Für die Genetik, und insbesondere für die Neurobiologie, spielt Schreiben und Schrift, Inschrift, Einschreibung, Spur etc. immer weniger eine explikatorische Rolle. Malabou, die sich mit der Neurobiologie beschäftigt, attestiert, dass »neuronal configurations, network formations, emergences of images« eine größere Rolle spielen. Und auch in der Kybernetik »the program is no longer even the master word.«¹⁰⁴ Schriftlichkeit ist folglich aber auch keine Programmierung. Programm und Programmierung gehören noch dem Paradigma der Schrift an. So muss, wie Derrida selbst gesehen hat, die Grammatologie zwangsläufig scheitern, weil das Scheitern bereits der Grammatologie eingeschrieben oder eben einprogrammiert war.¹⁰⁵

Was ist also mit Schriftlichkeit überhaupt noch anzufangen? Malabou wählt den Weg über die Neurobiologie hin zu einem neuen, von Hegel informierten Materialismus, den sie mit dem Begriff »Plastizität« überschreibt. Plastizität, so Malabou, soll Schrift und Schreiben als »motor scheme« ersetzen.¹⁰⁶ Und sie findet das Denken von Plastizität bereits in

103 Jacques Derrida: *De la Grammatologie*. Paris: Les Éditions de Minuit 1967, 19.

104 Malabou: *The End*, 438.

105 Ebd., 432: »These statements clearly show that the »failure« of grammatology was ... programmed by grammatology itself.«

106 Ebd., 438: »We are witnessing a decline or a disinvestment of the graphic sign and graphism in general. Plastic images tend to substitute themselves for graphic images. Thus appears the necessity of constructing a new motor scheme, precisely that of plasticity.«

den Neurowissenschaften vorhanden, aber eben auch in der Rückschau auf Hegel sowie bei Heidegger und dann eben Derrida und einem anderen ›postmodernen‹ Denker: Lyotard.¹⁰⁷ Das Plastische ergänzt das Graphische. Dabei ist aber auch Plastizität nur ein »supplement«, wie Malabou erklärt.¹⁰⁸ Worum es ihr geht, ist die Modifikation von Schrift und Schreiben, jedoch nicht im Paradigma eines Zurück-Schreibens, einer Rück-Schrift, die nur ein Rückschritt sein kann.

Und weil in Schreiben und Schrift das Nicht-Schreiben, die Nicht-Schrift bereits enthalten ist, existiert auch in der Plastizität das Graphische und das Nicht-Graphische. Ihr Befund lautet:

»There is in fact a power of fabrication of meaning that exceeds the graphic sign. The constitution of writing as a motor scheme is the result of a power of transformation of which grammatology is perhaps only an occurrence. There is always something other than writing in writing.«¹⁰⁹

Und dieses Andere des Schreibens und der Schrift ist die Nicht-Schrift, das Nicht-Schreiben, »its plastic part, which interrupts the trace of the trace to substitute for it for an instant the formation of the form. The definition of writing as supplement would imply then a supplement of the meaning of writing.«¹¹⁰ Die Modifizierbarkeit von Schrift und Schreiben heißt, laut Malabou, Plastizität.¹¹¹ Kann Plastizität etwas mit Schriftlichkeit zu tun haben? Aus materialistischer Perspektive vielleicht schon. Plastizität ist nämlich, was die Neurobiologie sichtbar machen kann, nämlich »both the topology of nerve connections and the journeys of their corresponding impulses. The result of this double coding is called the graph.«¹¹² Dieser Graph ist aber keine Schrift, nichts Geschriebenes, er kann weder gedruckt noch reduziert werden: »Instead, the metaphor used is the geographic or political metaphor of assemblies, forms, or neuronal populations.«¹¹³

107 Malabou bezieht sich dabei auf Lyotards Buch *Discourse, Figure* (1971).

108 Ebd., 441.

109 Ebd., 439.

110 Ebd., 437.

111 Ebd., 434.

112 Malabou: *Plasticity*, 60.

113 Ebd.

7. Perspektiven

Da auch Schriftlichkeit in gewisser Weise nicht Schrift ist, ließe sich dann Schriftlichkeit als plastisches Netzwerk von Schrift verstehen? Die Metapher, den Text als Gewebe zu beschreiben, ist alt, aber kann Text bzw. Geschriebenes auch plastisch als sensorisches Spinnennetz gedacht werden?

Sobald eine Leserin an einer Stelle im Text ansetzt, wird sich das schriftliche Netz bewegen, beugen, biegen wie ein Spinnennetz und dabei Signale an alle Teilstücke des Textes senden, und dieses – entsprechend der Funktion neuronaler Netze – verändern.¹¹⁴ So ergeben sich bei jeder weiteren sensorischen Interaktion neue Interpretationen des Textes. Ist die Leserin dabei die Spinne oder ist die Spinne das Zentrum des Textes? Beides. Der Tod des Autors/ der Autorin und die Geburt des Lesers/ der Leserin lassen sich dahingehend ausdeuten, dass Input und Output sich gegeneinander verschieben lassen. Es geht dabei um das Spiel von Lücken, die Form annehmen: Wo vorher keine Verbindung war, nehmen Verbindungen Formen an. Plastizität formt, anstelle zu schreiben.¹¹⁵ Es bezeichnet eine materielle Organisation von Denken und Sein. Und für Malabou ist klar, die Dekonstruktion so in einen neuen Materialismus überführen zu können.¹¹⁶ Am Ende der Grammatologie erscheint eine neue Perspektive: für diesen Band Schriftlichkeit, für Malabou Plastizität.

Malabou zeigt sich dadurch als Autorin und Denkerin des *New Materialism*, insofern sie einen neuen Blick auf die Materialität von Schrift und Schreiben wirft.

Christian Metz etabliert ein diffraktives, verschränktes Lesen.¹¹⁷ Er entwickelt in Bezug auf zeitgenössische Poesie und unter Rückgriff auf die neu-materialistischen Überlegungen Karen Barads eine ähnliche Praxis des Lesens und Schreibens von Poesie, wie sie Lyotard in Bezug auf das Bild konzipiert. Die Ineinander-Verschränkung oder Intra-Aktion lässt Grenzen nicht etwa verschwinden, sondern betont das Ineinanderübergehen von »Buch/Schrift und Leser/Gehirn«.¹¹⁸ Barads Theorie lässt sich ohne Weiteres an das Konzept von Derridas *la dissémination* oder eben Lyotards Verständnis anschlie-

114 Malabou: *The End*, 440.

115 Malabou: *Plasticity*, 60.

116 Ebd., 61.

117 Christian Metz: *Beugung. Poetik der Dokumentation*. Berlin: Verlagshaus Berlin 2020, 32.

118 Ebd.

ßen, wenn es um die Materialität des Textes geht. Gleichzeitig wendet sich die Diffraktion explizit vom Paradigma der Reflexion und damit einer ganzen kritischen Theorie ab, die die westliche Theorie lange Zeit, spätestens seit Sokrates' Implementierung der Schriftlichkeit in die Mündlichkeit, prägte und dominierte.

Für Barad wurde dem *linguistic turn* zu lange und zu viel Aufmerksamkeit geschenkt.¹¹⁹ Vernachlässigt worden sei die Materialität. Auch sie, nicht so explizit wie Malabou, aber in die gleiche Richtungweisend, postuliert ein Ende der Grammatologie. Nicht alles ist Sprache. Sprache dagegen ist Teil der Materialität. Durch die radikale Poesie, so Lyotard vor Barad und Metz, »exhibe qu'il y a du sensible en puissance dans le sensé.«¹²⁰ Aber aus welcher Materie besteht nun die Schrift? »Où est-il logé?«, fragt Lyotard und fährt fort: »Pas directement dans la ›matière‹ des mots (quelle est-elle juste? Leur figure écrite, imprimée? Leur sonorité? La ›couleur‹ des lettres?), mais dans leur arrangement.«¹²¹ Was für Derrida die Dissemination oder bei Barad die Diffraktion darstellt, ist für Lyotard die Dispersion.¹²²

Dispersion, Dissemination und Diffraktion sind die neuen Formen einer neu-materialistischen Interpretation von Schriftlichkeit, die Schrift, Schreiben und Lesen intra-agieren lassen: Ihre Denkfiguren sind Form und Figur.

Wie sähe also eine Wissenschaft der Schriftlichkeit aus? Lässt sich die Grammatologie zu einer Gramma-ontologie verschieben? Hilft dafür der *New Materialism*, wie er bei Malabou über die Neurobiologie¹²³ oder bei Karen Barad über die Quantenphysik¹²⁴ in die Dekonstruktion zurückgeführt wird? Wie verändert das den Blick auf Schreiben, Schrift und Sprache?

Schon bei Kittler war der Wunsch nach einer neuen Alphabetisierung zu hören, die sich nun nicht mehr nur mit dem phonetischen Alphabet, sondern auch mit dem Code der Computer beschäftigt. Der *New Materialism* erweitert diese Perspektive auf alle Lebensbereiche. Auf das Ende der Grammatologie zu reagieren, heißt mit einer Vielzahl an Alphabetisierungen zu reagieren.

119 Karen Barad: *Agentieller Realismus. Über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken*. Übers. von Jürgen Schröder. Berlin: Suhrkamp 2012, 7f.

120 Lyotard: *Discourse, Figure*, 69.

121 Ebd.

122 Ebd.

123 Vgl. Clayton Crockett: *Derrida after the End of Writing Political Theology and New Materialism*. New York: Fordham UP 2018. Darin das Kapitel 7: Deconstructive Plasticity. Malabou's Biological Materialism, 109–121.

124 Vgl. Ebd., Kapitel 8: Quantum Derrida: Barad's Hauntological Materialism, 121–138.

Im Zeitalter des Anthropozäns zu leben, bedeutet für viele Theoretiker:innen neue Formen der Literarisierung zu thematisieren: »civic literacy, economic/financial/algorithmic literacy, and environmental literacy (also known as eco-literacy).«¹²⁵ In *The Well-Wrought Broken Hammer: Object-Oriented Literary Criticism* beschreibt Graham Harman den Bezug der Object-Oriented Ontology zur Literatur. Für Harman sind Texte Objekte, die sich weder auf ihre Einzelteile (undermining) reduzieren lassen noch auf das menschliche Bewusstsein hin aufgelöst werden können (overmining).¹²⁶ Welche Rolle spielt dabei Schriftlichkeit? Harman schreibt:

»We can add alternate spellings or even misspellings to scattered words earlier in the text, without changing the feeling of the climax. We can change punctuation slightly, and even change the exact words of a certain number of lines before ›beauty is truth, truth beauty‹ begins to take on different overtones. In short, we cannot identify the literary work with the exact current form it happens to have.«¹²⁷

Diese praxeologische These fordert uns heraus, über Schriftlichkeit, nicht über Schrift als statisches Modell nachzudenken. Unter dem Aspekt der Schriftlichkeit erst hat diese Perspektive eine Konsequenz, nämlich, dass Texte widerständig sind – auch gegen ihr eigenes Geschrieben-Sein. So weit ist die Object-Oriented Ontology nicht von dem, was Roland Barthes in *S/Z* beschreibt, entfernt. Der Unterschied ist, dass es nicht mehr (nur) um Sprache geht, sondern um Objekte (auch, wenn sie aus Sprache/Schrift bestehen).¹²⁸

Auch der Sammelband *How Literature Comes To Matter. Post-Anthropocentric Approaches to Fiction* lotet den Zusammenhang von Literatur, Materialität, nicht-menschlichen Aktanten und ihrer Rolle für das Anthropozän aus. »Mattering«, im Sinne von Materie-Werden, lässt sich an das prozessontologische Konzept Schriftlichkeit anschließen. Dabei wird Materialität nicht als ein

125 Evelien Geerts / Iris van der Tuin: Literacy & Agential Literacy. In: <https://newmaterialism.eu/almanac//literacy-agential-literacy.html> (16.03.2022)

126 Graham Harman: *The Well-Wrought Broken Hammer: Object-Oriented Literary Criticism*. In: *New Literary History* 43.2 (2012), 183–203, hier: 200.

127 Ebd., 201.

128 Vgl. Crockett: *Derrida*, 82: »OOO, as we have seen, wants to shift philosophy's focus from language and subjectivity to objects.«

»unformed flux« verstanden, sondern als »physiography«.¹²⁹ Auch Schriftlichkeit meint keinen unformatierten Fluss, gerade weil Schriftlichkeit durch Schrift und Grammatik, bereits formatiert ist. Interessant ist die Rückkehr zu einer Variation der »-graphy«, hier einer »Physiography«. Das »motor scheme« Grammatologie arbeitet weiter – mit einer kleinen Verschiebung: »human writing becomes a decentred part of nature's writing itself«.¹³⁰

Dass nicht-menschliche Entitäten wie menschliche schreiben, das postuliert auch Sjöberg: »wenn die materie selbst des sinns fähig ist, gibt es keinen zwingenden grund, zwischen den hervorbringungen der dichter, des steins, des flusses oder der luft, als ebenbürtige artikulationen des gemeinsamen, zu unterscheiden.«¹³¹ Und Andreas Weber konzipiert eine Biopoetik im Zeichen einer poetischen Objektivität.¹³² Das Ziel dieser Theorien ist, die Schrift, das Lesen und Schreiben auf eine neue, andere Art und Weise zu verstehen. Claire Colebrook spricht sich dafür aus, Lesen und Schreiben als »modes of mapping« zu verstehen.¹³³ Vicky Kirby konzipiert – im Anschluss an Lyotards Bildtheorie – das »Hologram«.¹³⁴ Ihr geht es dabei um den Körper und das, im phänomenologischen Sinne, »Fleisch«. Was Stingelin noch in Bezug auf Lichtenberg voneinander getrennt betrachten konnte, nämlich Schreibender und Schreibgerät, Subjekt und Objekt,¹³⁵ entpuppt sich nicht als ein Entweder-Oder »poetische[r] Autonomie«,¹³⁶ sondern als Ko-Autorschaft von Körpern unterschiedlicher Materialitäten.

129 Timothy Morton: Afterword: Woodenness – The (Palm) Heart of the Matter. In: Sten Pultz Moslund / Marlene Karlsson Marcussen / Martin Karlsson Pedersen (Hg.): *How Literature Comes to Matter. Post-Anthropocentric Approaches to Fiction*. Edinburgh: Edinburgh UP 2021, 257–265, hier: 259.

130 Sten Moslund / Marlene Marcussen / Martin Pedersen: Introduction. In: Dies. (Hg.): *How Literature Comes to Matter. Post-Anthropocentric Approaches to Fiction*. Edinburgh: Edinburgh UP 2021, 1–27, hier: 2.

131 Sjöberg: *allmaterie* 2020, 124.

132 Andreas Weber: *Enlivenment. Eine Kultur des Lebens. Versuch einer Poetik für das Anthropozän*. Berlin: Matthes & Seitz 2018.

133 Claire Colebrook: Foreword. In: Diana Masny / David R. Cole (Hg.): *Mapping Multiple Literacies. An Introduction to Deleuzian Literacy Studies*. London and New York: Continuum 2012, vii–xii, hier: xi.

134 Vicky Kirby: Telling Flesh. The Body as the Scene of Writing. In: *Figurationen. Gender – Literatur – Kultur. Körper/Zeichen Body/Signs* 19.2 (2018), 65–80.

135 Stingelin: UNSER SCHREIBZEUG, 293f.

136 Ebd., 293.

8. Kein Ende in Sicht

Hologramme, Pseudogramme, Kryptogramme – die Schrift ist nicht totzukriegen.

Neurobiologie und Quantenphysik kommen scheinbar ohne einen traditionellen Schreib- und Schriftbegriff aus. Sie verändern sogar das Denken und die Wahrnehmung von Schrift und Schreiben. Das Ende der Grammatologie ruft nach Antworten auf dieses Ende: Eine Antwort formuliert der *New Materialism*, aus dem heraus sich dieser Band konstituiert. Digitalisierung, Materialität und nicht-menschliche Aktanten spielen dabei eine entscheidende Rolle. Damit verändern sich auch das Subjekt und der Begriff von Autorschaft. In diesem Zusammenhang ist es vielleicht sinnvoll, nicht die Schrift und das Schreiben, sondern die prozessuale Schriftlichkeit, das Werden der Schrift zu betrachten. Wir befinden uns, wie Roberto Simanowski schreibt, nun nicht mehr im *linguistic turn*, sondern bereits im *performative turn*.¹³⁷ Sehen oder Lesen, das ist hier – mit Blick auf Lyotard – auch eine Frage der digitalen Schriftlichkeit.¹³⁸

Deshalb beginnt der Sammelband auch mit zwei Beiträgen zu dieser digitalen Schriftlichkeit. Julia Nantke gibt einen grundlegenden Einblick in das, was digitale Schriftlichkeit sein kann. In ihrem Beitrag *Normalisierung als Bedingung von Schriftlichkeit am Beispiel digitaler Repräsentationen von Schrift* verhandelt sie die verschiedenen Gestalten der Schrift im Digitalen und beschreibt XML als Grammatik digitaler Schriftlichkeit. Sie macht Normalisierungsprozesse zum Beispiel hinsichtlich der Orthografie sichtbar, lotet das Zusammenspiel von nicht-menschlichen und menschlichen Aktant:innen aus und entwickelt so eine heuristische Herangehensweise an digitale Schrift.

Wiebke Vorrath widmet sich in ihrem Beitrag *Unter der Oberfläche? Programmierte Schriftlichkeit in digitaler Lyrik* poetischen und poetologischen Verfahren digitaler Schriftlichkeit. Dabei fokussiert sie die digitalen Bedingungen von digitaler Lyrik, das ist der Sourcecode, die Programmierung. Sie stellt auch die Frage, wer Gedichte schreibt, der Computer, das Programm oder eine Autorin? Insbesondere der Quellcode und dessen schriftliche Agentialität spielen eine entscheidende Rolle und werfen die Frage nach einer neuen

137 Roberto Simanowski: *Textmaschinen – Kinetische Poesie – Interaktive Installation. Zum Verstehen von Kunst in digitalen Medien*. Bielefeld: transcript 2012, 6.

138 Ebd., 15.

Lesekompetenz auf, nämlich der Lesekompetenz, eben diese Quellcodes zu verstehen, zu deuten und zu reflektieren.

Dass Schriftlichkeit auch etwas mit Gender zu tun hat und gerade in den klassischen Schriftdiskursen von patriarchalen Strukturen geprägt ist, betonen die Beiträge von Lena Eckert, Oliver Ruf und Jayrôme C. Robinet.

Lena Eckert lotet in ihrem Beitrag *Wor(l)ding: doing academia in queer-feministischen Schreibkollaborationen* die Potenziale kollaborativen Schreibens in Bezug auf patriarchale Machtstrukturen im akademischen Feld aus. Dabei berücksichtigt sie nicht nur menschliche Aktant:innen, sondern auch nicht-menschliche wie das Schreibwerkzeug, die Schreibräume etc. Indem sie das Konzept *worlding* anwendet, erschreibt der Beitrag eine kritische Perspektive auf Diskriminierung im akademischen Schreiben.

Oliver Ruf arbeitet in seinem Beitrag *Die Schriftlichkeit der Medusa: Insistierungen (Cixous – Derrida)* die schriftlichen Praktiken bei Hélène Cixous heraus: spezifische Interpunktion, eigener Rhythmus, Unübersetzbarkeit bei gleichzeitigem sich selbst Übersetzen-Wollen und vor allem das Insistieren eröffnen Dissonanzen von »Medusa« und »die Frau« in Bezug auf Schreiben und Schriftlichkeit. Cixous stellt das Sehen, Blicken und Starren gegenüber den taktilen Praktiken des Schreibens zurück, um letztere besonders hervorzuheben. So wird die Dynamik des Schreibens/Sprechens gegenüber der versteinigerten oder verkrusteten Seite der Schrift betont. Sie invertiert den Logophonozentrismus über das taktile Schreiben in eine Emanzipation des Sprechens. So verwandelt sich auch Derridas deiktisches »Monster« in ein tastendes oder fühlendes, die Materialität der Schriftlichkeit adressierendes Wesen.

Am Übergang von der Frage nach dem Geschlecht des Schreibens und einer Intraaktivität, das heißt einer insbesondere von der Theorie Karen Barads inspirierten Auseinandersetzung mit Schriftlichkeit, steht Jayrôme C. Robinets Beitrag »*Erdbeermarmeladen-Queen-Saga*« alias »*Das queere Leben der Anagramme*«. Im Rückgriff auf Ferdinand de Saussures unvollendete Überlegungen zum Anagramm sucht der Beitrag mittels des Konzepts von Intraaktion anagrammatische Strukturen zu interpretieren. Ziel ist dabei, das queere Potenzial einer anagrammatischen Praxis auszuloten und auf Schrift, Sprache und ihre Konstitution anzuwenden.

Florian Scherübl widmet sich in seinem Beitrag *Einschreibungen. Wissenschaftliche Gegenstandsconstitution als ethischer Akt bei Jacques Derrida und Karen Barad* dezidiert der Herkunft von Barads Theorie aus dem Geiste der Dekonstruktion. Der Fokus liegt dabei auf der Wechselwirkung von Quantenphysik und Derridas Konzept der Hantologie. Dass Schrift und demnach Schriftlich-

keit eine ethische Dimension besitzen, wird nicht nur in der Genealogie von Dekonstruktion und agentielltem Realismus, sondern gerade in ihren Differenzen sichtbar.

Julian Polberg wendet mit seinem Beitrag *Wahrnehmung und Gebrauch unlesbarer Schrift in der modernen bildenden Kunst* den Blick von einer theoretischen Auseinandersetzung auf eine praktische Anwendung. Der Beitrag erforscht den Zusammenhang von Unlesbarkeit und Schriftlichkeit. Anhand von Arbeiten von Wassily Kandinsky, Paul Klee, Henri Michaux und Cy Twobly stellt der Beitrag die Zusammenhänge von Materialität und Schriftlichkeit aus. Dabei geht es nicht um eine Entzifferung, sondern um eine genuine Ästhetik eines »asemic writings«, bei der es nicht mehr um das Verstehen, sondern nur noch um das Betrachten gehen kann.

Die Frage nach der Materialität der Schriftlichkeit wird zugespitzt in den folgenden Beiträgen verhandelt. Jodok Tröschs Beitrag *Prekäre Schriftlichkeit. Zur Repräsentation unlesbarer und entstellter fiktiver Schriftstücke in literarischen Texten* beschäftigt sich mit der Fiktionalisierung der Unlesbarkeit von Schrift. Der Beitrag untersucht drei sogenannte Editionsszenen, nämlich den Abdruck von »Fanfreluches antidotées« in François Rabelais' und Johann Fischarts Versionen des *Gargantua* (1534/1575), Kater Murrs Spuren in E.T.A. Hoffmanns *Lebens-Ansichten* (1820) und den Roman S. von J.J. Abrams und Doug Dorst (2013). In allen drei Texten geht es um eine Intraaktion bzw. eine Intra-Textualität von Materialien, nicht von Zitaten. So eröffnet der Beitrag eine andere Perspektive auf die Materialität des »Buches«.

Nishant K. Narayanan analysiert im Beitrag *Zwischen Sprachstruktur und Sprachsinn – Fremdheit als schriftliche Aktantin bei Yoko Tawada* die Schriftreflexion der deutsch-japanischen Autorin Yoko Tawada, ausgehend vom Verfremdungspotenzial von Schriften. In Tawadas literarischen Arbeiten spielt die Alterität von Schrift bzw. von Graphemen ein wichtiges Movens, um über Mehrsprachigkeit und Mehrschriftlichkeit nachzudenken. Die Entautomatisierung der Wahrnehmung des lateinischen Alphabets führt bei ihr dazu, den Zeichen eine eigene Handlungsmacht zuzuweisen und die gewöhnlich bedeutungslose Materialität der Schrift zu semantisieren.

Julia Dettke untersucht in ihrem Beitrag *Festschreiben und Freisprechen? Schriftlichkeit als Aktant von Machtasymmetrie und Metafiktionalität bei Denis Diderot, Alessandro Manzoni und Patrick Chamoiseau* die Machtasymmetrien, die infolge von Schrift- und Schreibkompetenz in literarischen Texten verhandelt werden. Untersucht werden Denis Diderots *Jacques le fataliste et son maître* (1796), Alessandro Manzoni's *Die Brautleute* (1827) und *Geschichte der*

Schandsäule (1842) sowie Patrick Chamoiseaus *Solibo Magnifique* (1988). Die ausgewählten Texte widmen sich auf je unterschiedliche Weise der Macht von Schrift und Sprache, stellen die Frage nach den subversiven Potenzialen von Mündlichkeit und Schriftlichkeit.

Dass auch Subjekte und Subjektivität von Schrift nicht unberührt bleiben, zeigt der Beitrag *Die Unterschrift verweigern? Überlegungen zur Agentialität der Signatur* von Tilman Richter. Der Beitrag fragt nach der Agentialität von Unterschrift, also nach der Wirkmacht des handschriftlichen Kennzeichnens des Subjekts. Anhand des sogenannten *loyalty oath* und der Verweigerung der Unterschrift Ernst Kantorowicz' sowie der Bedeutung der Unterschrift für die 68er-Bewegung und ihr akademisches Gegenüber, die kritische Theorie, zeigt der Beitrag die politische Dimension der Handschrift als Bekenntnis und die damit verbundenen Praktiken der Subjektivierung auf.

Sergej Rickenbachers Beitrag *Reading the writings. Das Erbe von Derridas Schriftlichkeit in Rheinbergers historischer Epistemologie und Latours Akteur-Netzwerk-Theorie* analysiert zum Abschluss dieses Bandes einen Aspekt des »motor schemes« Schrift. Dabei fragt der Beitrag nach der Rolle Derridas für wissenschaftstheoretische Überlegungen. Sowohl bei Rheinberger als auch bei Latour lassen sich Bezüge zur Schriftlichkeit finden; sie stellen aber nicht mehr die dominante Matrix des Denkens dar. Die Theorien lösen sich vom Paradigma und der Denkfigur der Schrift, finden jedoch noch keine Alternative. Sie markieren viel eher einen Schnitt oder einen Riss in der Theorie.

Der Band geht auf einen Workshop zurück, der am 18.6. und am 25.6.2021 online an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf stattfand. Die Herausgeber danken der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf für die großzügige Förderung der Open-Access-Publikation. Für die Endkorrekturen danken wir Vanessa Grömmke, Magnus Nagel und Lena Reinhardt.

